

MIX

**MAGAZIN FÜR VIELFALT
GRAUBÜNDEN**

Jetzt sind wir am Zug *Die ältere Migrationsbevölkerung rückt endlich in den Fokus*
Lebensnah *Familien pflegen immer mehr Sprachen*





Jetzt sind wir am Zug *Endlich Zeit für Tanzkurse, Städtereisen, Jassturniere oder – warum eigentlich nicht? – eine neue Liebe. Schweizer Seniorinnen und Senioren zeigen sich nach der Pensionierung immer aktiver und unabhängiger. Inwieweit trifft dieses Bild auch auf die älter werdende Migrationsbevölkerung zu? Ein Blick in das Leben derjenigen, die zu lange unbeachtet blieben.*

TEXT: PHILIPP
GRÜNENFELDER
ILLUSTRATIONEN:
LORENA PATERLINI

Mit 65 Jahren ist man alt. So lautet zumindest die offizielle Definition der Weltgesundheitsorganisation WHO. Andere würden behaupten, man sei so alt, wie man sich fühle. Tatsächlich gibt es diesbezüglich regional grosse Unterschiede. Gemäss einer internationalen Studie stufen sich beispielsweise die Spanierinnen und Spanier ab 74 Jahren selbst als alt ein. Menschen in Saudi-Arabien hingegen bereits ab 55, diese Selbstdefinition hängt gemäss den Erhebungen von der Lebenserwartung und dem kulturellen Kontext im jeweiligen Land ab. Sie dürfte hierzulande – die Schweiz taucht in der Studie nicht auf – etwa in der Mitte liegen, vergleichbar mit Deutschland.

Im Kanton Graubünden leben gegenwärtig rund 43 000 Frauen und Männer, die über 65 Jahre alt sind. 3 150 bzw. sieben Prozent davon haben eine ausländische Staatsangehörigkeit. Hinzu kommen viele Schweizerinnen und Schweizer mit Migrationshintergrund. Über das ganze Land gesehen ist der Anteil mit rund 20 Prozent noch höher: 176 000 Seniorinnen und Senioren ohne Schweizerpass leben zwischen St. Gallen und Genf. Sie kommen aus 169 Ländern, vorwiegend aus Südeuropa, der Türkei, vom Balkan und aus Sri Lanka. Und die Statistiken und Erfahrungen der letzten Jahre machen deutlich, dass ihr Anteil sowohl in Graubünden als auch in der Restschweiz weiter steigen wird.

Gehen, pendeln oder bleiben?

Als diese Frauen und Männer meist in jungen Jahren von der hiesigen Wirtschaft angeworben bzw. durch Flucht, Heirat oder den Familiennachzug hierhergekommen sind, gingen sowohl sie selbst als auch die Aufnahmegesellschaft davon aus, dass sie dereinst wieder in ihre Ursprungsländer zurückkehren würden. Wir wissen längst: Sie sind geblieben. «Irgendwann beschäftigt alle die Frage, ob man zurückkehrt oder nicht», weiss Hildegard Hungerbühler, Präsidentin des Nationalen Forums Alter und Migration sowie Fachexpertin Grundlagen und Entwicklung im Departement Gesundheit

und Integration des Schweizerischen Roten Kreuzes SRK. «Immer wieder versuchen es Migrantinnen und Migranten nach der Pensionierung zunächst probeweise, merken dann aber manchmal, dass sie nicht mehr wirklich zur einstigen Heimat passen. Ausserdem vermissen sie ihre Kinder und Enkelkinder sowie die verlässliche medizinische Versorgung», so Hungerbühler weiter. Während die Männer nach dem Verlust ihrer gesellschaftlichen Rolle in der Arbeitswelt häufiger zurück wollten, würden Frauen eher zögern. «Nicht zuletzt, weil ihre Beziehungen zu den Kindern und Enkelkindern meist eng sind», sagt sie. Solche klassischen Rollenmuster würden aber inzwischen auch in der Migrationsbevölkerung aufbrechen.

In der Tendenz bleibt die erste Generation immer öfter in der Schweiz oder pendelt. Einfach falle diese Entscheidung niemandem, meint Hungerbühler: «Neben den emotionalen Gründen gibt es auch ganz praktische. So befürchten zudem nicht wenige, ihre Rente zu verlieren, wenn es kein bilaterales Sozialversicherungsabkommen mit den jeweiligen Herkunftsländern gibt.» Nach Sri Lanka würde beispielsweise keine AHV überwiesen. Flüchtlinge wiederum können in der Regel nicht mehr in ihre Heimatländer zurückkehren, weil das aus politischen Gründen unmöglich ist.

Aufreibende Lebensläufe

«Noch vor 100 Jahren war das Alter ein recht normierter Lebensabschnitt und ab Rentenalter stark geprägt vom Rückzug aus der Gesellschaft», erklärt Hungerbühler. Dies ist heute anders, die Menschen altern vielfältig. Die unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründe wirken sich auf die Lebensgestaltung in der dritten Lebensphase aus – dies auch unabhängig vom Migrationshintergrund. Das Alter sei immer auch ein Spiegelbild des bisherigen Lebenslaufs. Innerhalb dieser Vielfalt ist Active Ageing ein weit verbreiteter Anspruch – also möglichst lange fit zu bleiben, zu reisen oder eine aktive Gesundheitsförderung zu betreiben. «Das setzt aber voraus», gibt Hungerbühler zu bedenken, «dass man die Ressourcen dafür hat. Das heisst: Gesundheit, Bildung und eine gute Rente.» Grundlagen, die in der Migrationsbevölkerung dieser Generation wegen der oft harten, schlecht bezahlten Arbeit unterdurchschnittlich seien. «Redet man mit einem Migranten, der ein Leben lang auf dem Bau gearbeitet hat, wünscht er sich verständlicherweise Ruhe und nicht unbedingt «Active Ageing», sagt Hungerbühler. Er geniesse es jetzt, einfach mal nichts machen zu müssen. Demgegenüber stehen Menschen mit mehr Bildungsressourcen oder solche, die den Aufstieg in den Mittelstand geschafft haben (vgl. Porträts, S. 10).

Herausforderung annehmen

Organisationen im Gesundheitswesen, in der Altersbetreuung aber auch der Bund, die Kantone und Gemeinden erkennen langsam, dass die Chancengleichheit im Alter nicht immer gegeben ist, weil sie u. a. ungenügend auf die neuen, immer vielfältiger werdenden Anspruchsgruppen vorbereitet sind. Viele fragen sich deshalb, wie sie ihre Angebote auch für diese Bevölkerungsgruppen zugänglicher machen



können. Seien das Freizeitaktivitäten, Informations- und Betreuungsangebote, Mitwirkungsveranstaltungen oder gesundheitliche Dienstleistungen. Nicht erst die Corona-Pandemie hat gezeigt, dass einzelne Communities sehr schlecht erreichbar sind oder nicht auf die Kommunikationsstrategien ansprechen. Laut Hungerbühler hat das gerade im Alter seine guten Gründe: «Die Aufnahmegesellschaft hat bei der ersten Generation weder den Spracherwerb gefördert noch sie aktiv integriert. In der Folge haben sich die Communities unabhängig von unseren Strukturen organisiert», so die Fachfrau. «Wir wurden ein Leben lang nie um unsere Meinung gefragt und nun sollen wir plötzlich mitmachen?!», sei eine der Reaktionen, die Hungerbühler immer wieder höre, wenn es um die Frage gehe, weshalb die Migrationsbevölkerung nicht an Altersnachmittage, Corona-Informationsveranstaltungen oder Altersheimbesichtigungen komme. Wie es trotzdem gelingt, zeigen Projekte, die sich dadurch auszeichnen, dass sie eine entscheidende, aber oft vernachlässigte Frage stellen: Was hat das Gegenüber für Bedürfnisse, wie lebt es und wie können wir dem entsprechen? «Auch wenn das der erste und wichtigste Schritt ist, reicht es beispielsweise nicht immer, ein Angebot «lediglich» zu übersetzen», mahnt sie. Transkulturelle Kompetenz sei auf allen Ebenen und bei allen Beteiligten gefragt.

Mit gutem Beispiel voran

Seit ein paar Jahren stellt sich die Stadt Zürich mit der Fachstelle Zürich im Alter (ehemals Beratungsstelle Wohnen im Alter) dieser Herausforderung. «In den urbanen Zentren wird es immer schwieriger, eine passende und bezahlbare Wohnung zu finden», erklärt die Sozialberaterin Valentina Hofmann. Es sei für sie deshalb wichtig, in diesem Bereich präventiv und sensibilisierend zu wirken. «Man muss sich frühzeitig mit dem Wohnen im Alter auseinandersetzen, erst recht, wenn man finanziell nicht auf Rosen gebettet

ist.» Weil ihre Angebote von den Seniorinnen und Senioren mit Migrationshintergrund zu wenig beansprucht wurden, setzte die Fachstelle ab 2015 den Hebel an verschiedenen Punkten an: «Wir versuchten, mehr Mitarbeitende mit Migrationshintergrund ins Team zu holen. Wir liessen Material

in verschiedene Sprachen übersetzen. Und wir boten Veranstaltungen in der Muttersprache der jeweiligen Gruppe an», so Hofmann. Im Bewusstsein, dass das noch nicht reiche, setzten sie zusätzlich auf ein bewährtes, aufsuchendes Konzept: Die «Femmes-» bzw. «Männer-Tische». «Das Angebot sieht vor, dass von uns rekrutierte Moderatorinnen und Moderatoren in ihren eigenen Communities private oder halböffentliche Gesprächsrunden organisieren und die relevanten Themen einbringen.»

«Transkulturelle Kompetenz ist auf allen Ebenen und bei allen Beteiligten gefragt.»

Hava Kurti Krasniqi aus Albanien ist eine dieser Moderatorinnen, Antony Winslows aus Sri Lanka ein weiterer. Beide kennen ihre Anspruchsgruppen sehr gut und ge-

niessen grosses Vertrauen. «In der tamilischen Gemeinschaft ist es sehr wichtig, wer die Informationen und Tipps überbringt», erklärt Winslows. Allein deshalb mache es wenig Sinn, diese Gruppe zu allgemeinen Informationsveranstaltungen einzuladen. «Man kann bei uns auch nicht einfach eine Präsentation halten. Alles passiert über das Gespräch. Zuerst wird über Politik oder familiäre Herausforderungen geredet, dann kommen wir nach und nach auf meine Themen zu sprechen.» Die daraus folgenden Diskussionen und der Erfahrungsaustausch seien von Neugierde geprägt. Offenheit erlebt auch Kurti Krasniqi: «Anfänglich waren die Frauen noch zurückhaltend. Aber seit ich sie über das Konsulat einlade, läuft es prima», freut sie sich. Viele der Frauen seien einsam und enttäuscht vom Leben, gefangen zwischen frühen Kriegserfahrungen, alten Vorstellungen vom Familienleben im Alter und der Tatsache, dass ihre Kinder keine Zeit mehr für sie hätten. «Auch solch schwierigen Themen muss ich Raum geben können, denn auch sie führen oft zum Kern. Etwa zur Frage eines Altersheimeintritts, der mittlerweile kein totales Tabu mehr ist.» Winslows stösst ins selbe Horn: «Die Diskussion kann sich auch um finanzielle Fragen drehen. Viele kennen den Unterschied zwischen Ergänzungsleistungen und Sozialhilfe nicht, haben Angst vor negativen Konsequenzen auf ihren Aufenthaltsstatus, wenn sie welche beanspruchen müssten», sagt er. Dabei wäre gerade die finanzielle Sicherheit eine wichtige Grundlage für ein würdevolles Altern.

Mit Geduld und Humor

Motiviert durch die guten Erfahrungen anderer Kantone und Städte wird die Fachstelle Integration Graubünden das Konzept der «Femmes-» und «Männer-Tische» im kommenden Jahr ebenfalls lancieren. Offen für einen Ideenaustausch und Anfragen durch Kommunen und Organisationen sind darüber hinaus auch Projekte, die ähnliche Ansätze verfolgen. In einigen Kantonen existieren das «Altum» des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen Schweiz HEKS oder «Vicino», das die Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW zusammen mit der Pro Senectute Aargau und Zürich entwickelt hat. Letzteres hat u. a. einen Leitfadens zur Partizipation und Vernetzung älterer Migrantinnen und Migranten in Quartieren erarbeitet und wird von der Projektleiterin Sylvie Johner-Kobi im Rahmen einer Podiumsveranstaltung der Fachstelle Integration in Chur



Da geht noch was!

PODIUMSVERANSTALTUNG

Wie lebt die Migrationsbevölkerung im Alter?

Die Fachstelle Integration macht zusammen mit der Spitex, der Pro Senectute und der Migrationsbevölkerung eine Auslegeordnung zur Situation in Graubünden. Dabei werden mit einem Fachreferat und in einer Podiumsdiskussion Perspektiven erörtert und Lösungen aufgezeigt.

- Donnerstag, 18. November 2021, 18.00 – 20.00 Uhr
- Aula Fachhochschule Graubünden, Chur, und im Livestream
- Programm und Anmeldung: fhgr.ch

vorgestellt (vgl. Kasten). Unabhängig von der Art der Massnahmen rät Hofmann zur Geduld: «Es gibt viele Bemühungen, aber oft zu wenig Kontinuität. Ich weiss, es ist schwierig, es braucht Personal, es kostet und man ist enttäuscht, wenn lange nur wenige anbeissen... Aber die Leute interessiert es, wenn man sie in der richtigen Sprache, am richtigen Ort und im passenden Format abholt.»

Das gilt insbesondere auch für kleinere Städte und Gemeinden. Etwa Landquart, dessen Ausländeranteil über dem Graubündner Durchschnitt liegt. «Wir führen keine Statistik, aber meine Erfahrungen zeigen, dass die ältere Migrationsbevölkerung unsere Angebote weniger nutzt», sagt Carmen Uehli von der Anlaufstelle für Altersfragen. Sie berät Einwohnerinnen und Einwohner im Pensionsalter zu allen möglichen Themen und vermittelt sie bei Bedarf an Angebote wie die Spitex oder die Pro Senectute. «Besonders viel Respekt beobachte ich bei sensiblen Themen, wenn es etwa um Ergänzungsleistungen geht», erklärt sie. Trotz Informationsbedarf hätten viele Angst, sich blosszustellen, auch weil sie Behördengänge nicht gewohnt seien oder unsere Gesundheits- und Sozialversicherungssysteme nicht kennen würden. Ein Versuch, auch an diejenigen Menschen zu gelangen, die vor dem Amt zurückschrecken, seien niederschwellige Veranstaltungen. Zweimal jährlich lädt die Gemeinde zu Nachmittagsvorträgen mit einem Zvieri und lebensnahen, bisweilen sogar süffigen Themen ein. «Mit über 100 Personen sind diese jeweils sehr gut besucht – auch von Migrantinnen und Migrantinnen», sagt sie. Die Funktion des Humors hätten sie letzthin thematisiert. Aber auch Titel wie «beschwingt und bewegt», «Trauer hat viele Gesichter» oder «Traum oder Albtraum?» tauchen auf. «In Planung ist ein Nachmittag über Konflikte zwischen Jung und Alt, ein Thema, das aufgrund der Feedbacks der Teilnehmenden an uns herangetragen wurde», so Uehli.

Auch Junge altern mit

Das Älterwerden ist tatsächlich oft auch mit der Suche nach neuen Rollen und Beziehungen zwischen den Generationen verbunden. «Darüber zu sprechen ist wichtig, aber nicht selbstverständlich, denn das Älterwerden ist oft auch mit Ängsten und Unsicherheiten auf beiden Seiten verbunden», weiss Hildegard Hungerbühler. Sie bezieht sich dabei u. a. auf eine Erhebung des SRK von 2018, die sowohl die erste als auch die zweite Generation der tamilischen Bevölkerung berücksichtigte. «Viele Junge sehen sich demnach in der

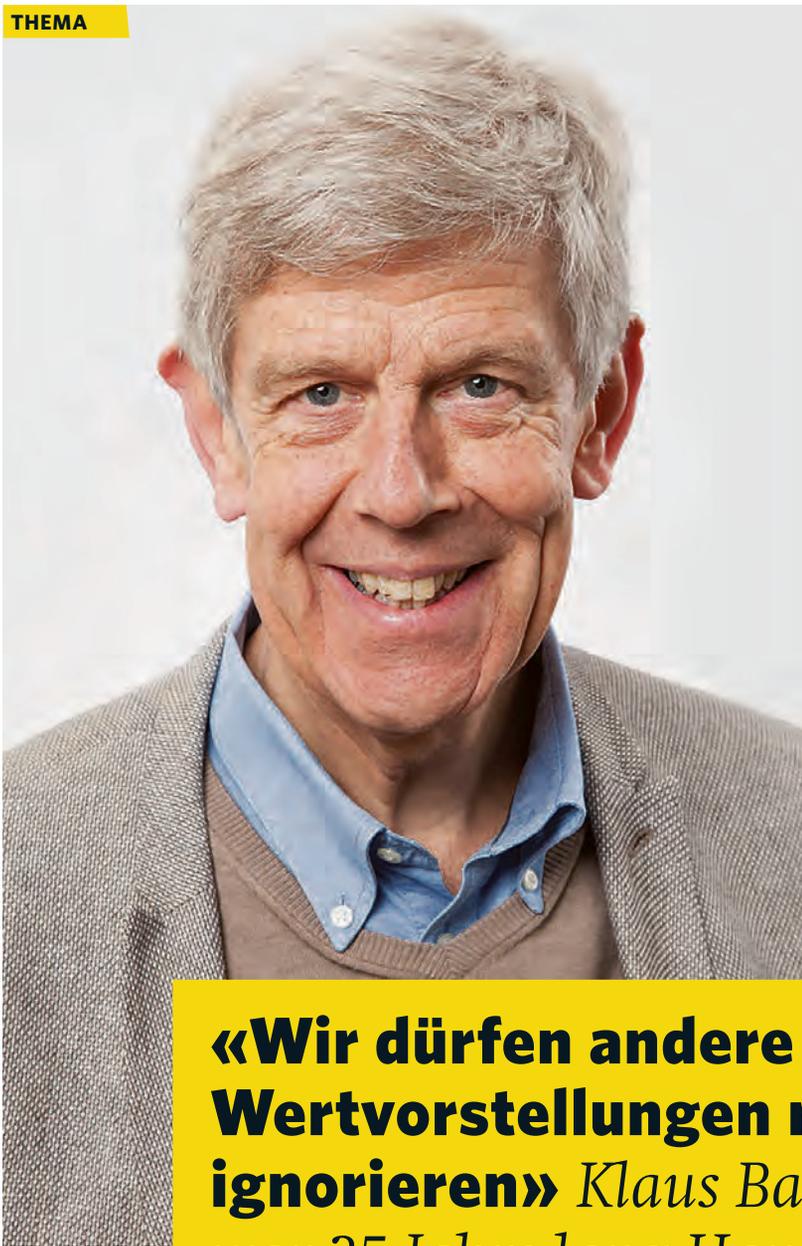


«Viele haben Angst, sich blosszustellen, weil sie unsere Gesundheits- und Sozialversicherungssysteme nicht kennen.»

Pflicht, ihre Eltern einmal selbst zu betreuen oder ein sehr gutes Arrangement zu finden. Sie haben gesehen, was ihre Eltern investiert und entbehrt haben, um ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen, und möchten ihnen etwas zurückgeben.» Darin würden sich Parallelen zu Secondas und Secondos anderer Communities zeigen. «Das Interessante dabei ist, dass die tamilischen Eltern diese Erwartung meist gar nicht mehr haben. Sie möchten allerdings bis ins hohe Alter in einer eigenen Wohnung oder dem eigenen Haus leben und, wenn schon nicht zusammen, dann in der Nähe der Kinder», fasst Hungerbühler einige der Aussagen zusammen.

Solche Erkenntnisse und die Erfahrungen der Institutionen und Organisationen, die mit ihren Projekten bereits auf die Bedürfnisse der Rentnergeneration mit Migrationshintergrund eingehen, beweisen, wie wichtig und richtig es ist, diese Menschen nicht zu vergessen – ganz im Sinne einer möglichst chancenreichen dritten Lebensphase, in der sich alle immer später alt fühlen können. ●

- alter-migration.ch
- femmestische.ch
- zhaw.ch | Suchbegriff «Vicino»
- heks.ch | Suchbegriff «AltuM»



«Wir dürfen andere Wertvorstellungen nicht ignorieren» Klaus Bally war 35 Jahre lang Hausarzt in Basel. Auch nach seiner Pensionierung in der Praxis bereitet er Medizinstudierende auf den Umgang mit einer immer diverseren Patientenschaft vor.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTO: ZVG

MIX: Herr Bally, in Ihrer hausärztlichen Gemeinschaftspraxis betreuen und begleiten Sie Menschen unterschiedlichster Altersgruppen, sozialer Schichten und Herkunft. Wie steht es um die Gesundheit der älteren Migrationsbevölkerung?

Klaus Bally (KB): Das ist sehr individuell und hängt unter anderem stark vom jeweiligen sozioökonomischen Hintergrund ab. Es gibt nicht einfach die ältere Migrationsbevölkerung. Gleichwohl kann ich einige beachtenswerte Unterschiede insbesondere bei Seniorinnen und Senioren aus Südeuropa, vom Balkan und aus der Türkei erläutern. Diese Menschen empfinden etwa ihren Gesundheitszustand mit zunehmendem Alter im Vergleich zur einheimischen Altersgruppe als unbefriedigender.

MIX: Welche Unterschiede oder Herausforderungen sprechen Sie an?

KB: Das grösste Problem ist die Verständigung aufgrund von Sprachbarrieren. Auch kommt es oft zu Diskrepanzen im Krankheitsverständnis. Dieses ist grundsätzlich sehr individuell, aber bei jener Migrationsbevölkerung mit stark von uns abweichenden kulturellen Angewohnheiten noch grösser. So liegt es an uns, nachzufragen, was eine Krankheit für das Gegenüber genau bedeutet: Wie geht man zum Beispiel im Herkunftsland mit einem Herzinfarkt um? Arbeitet man danach wieder oder zieht man sich ins häusliche Umfeld zurück? Oder wie verhält es sich mit psychischen Erkrankungen? Werden sie stigmatisiert? Das alles hat Einfluss auf die individuelle Lösungsfindung hier.

MIX: Also das Hineinversetzen in die Lebenswelt des Gegenübers ...

KB: ... genau, transkulturelle Kompetenz ist auf allen Ebenen gefragt. Diese beginnt mit der Selbstreflexion der eigenen Wertesysteme. Wir Mitteleuropäer halten beispielsweise die Selbstbestimmung sehr hoch und sprechen primär mit der betroffenen Person. Häufig wird nun aber von Mitgliedern der Migrationspopulation gewünscht, dass wir zuerst mit einem der Kinder offen sprechen. Dem oder der Betroffenen hingegen soll man bis zuletzt Hoffnung vermitteln ... Das kann bei Ärztinnen und Ärzten zu inneren Konflikten führen. Wir dürfen solche Wertvorstellungen aber nicht einfach ignorieren oder ablehnen. Ältere Migrantinnen und Migranten schätzen es oft, dass ihre Interessen von Familienangehörigen

wahrgenommen werden. An uns liegt es dann, die Rollenverteilungen in der Familie in Erfahrung zu bringen.

MIX: *Kommen wir auf die sprachlichen Hürden zurück. Wie sind Sie denen begegnet?*

KB: Viele meiner Patientinnen und Patienten waren Italienerinnen und Italiener. Es erwies sich als Glücksfall, dass ich recht gut Italienisch spreche. Hinsichtlich der im Quartier ebenfalls grossen Populationsgruppe der Türkinnen und Türken habe ich am Anfang meiner Praxistätigkeit in der Migros-Klubschule einen Türkischkurs besucht. Der Wortschatz war danach nicht riesig, hat aber oft geholfen. Und besonders wichtig: Ich signalisierte damit Verständnis und schaffte Vertrauen. Dolmetscherdienste werden im ambulanten Dienst in der Schweiz hingegen leider noch immer nicht durch die Krankenkassen finanziert. Da muss sich noch einiges bewegen.

«Biografien mit zerrissenen Familien beeinträchtigen die Gesundheit.»

MIX: *Was haben die Lebensumstände und Biografien von Migrantinnen und Migranten der ersten Generation für Einflüsse auf ihre Gesundheit im Alter?*

KB: Viele waren sozial gut eingebettet, solange sie beruflich aktiv waren. Mit der Pensionierung erfolgt oft ein gewisser Rückzug und auch im Arbeitsalltag erworbene Sprachkenntnisse gehen wieder verloren. Isolation kann genauso Auswirkungen auf den Gesundheitszustand haben wie die Tatsache, dass diese Menschen davor oft harte körperliche Arbeiten verrichtet haben. Man sollte aber noch weiter zurückblicken. Viele haben als Kind grösste Armut erfahren. Ihre Geschwister sind teilweise verhungert, sie selbst konnten keine Schule besuchen, mussten sehr früh arbeiten. Ein traumatischer Start ins Leben, der noch heute Einfluss insbesondere auf die psychische Gesundheit haben kann. Bei Geflüchteten denke man zudem an Gewalt- und Missbrauchserfahrungen. Auch weiss man heute, dass Biografien mit zerrissenen Familien und spätem Familiennachzug die psychische Gesundheit beeinträchtigen.

MIX: *Was vermitteln Sie diesbezüglich angehenden Berufskolleginnen und -kollegen am universitären Zentrum für Hausarztmedizin beider Basel?*

KB: Diversitätssensitive Medizin, wie ich sie unterrichte, umfasst leider nur ein kleines Zeitfenster im ganzen Medizinstudium. Ergänzend zu den bereits genannten Aspekten nehme ich oft Patientinnen oder Patienten mit und lasse sie erzählen, wie das früher etwa in Ostanatolien so war, wenn man Bauchschmerzen hatte. Die persönlichen und für die Studierenden teilweise exotisch anmutenden Geschichten und Krankheitsverständnisse beeindruckten sie. Darüber hinaus versuche ich aufzuzeigen, dass die Auseinandersetzung mit dem Migrationshintergrund nicht lästig ist, sondern eine schöne Herausforderung. Nicht nur wir verstehen diese Patienten teilweise nicht, sondern sie auch uns nicht.

MIX: *In gesundheitspolitischen Strategien findet sich meist der Grundsatz, dass alle Menschen über möglichst gleiche gesundheitliche Chancen verfügen sollten. Wie schätzen Sie diese für ältere Menschen mit Migrationshintergrund ein?*

KB: Hier gibt es sicher Luft nach oben. Diesen Bevölkerungsgruppen müssen wir noch zielgruppengerechter aufzeigen, was für Möglichkeiten unser Gesundheitssystem überhaupt bietet und wie der Zugang dazu funktioniert. Das geht am besten über Schlüsselpersonen aus ihrer eigenen Community. Auf der anderen Seite müssen wir auch die Angebote optimaler auf die einzelnen Gruppen ausrichten. Aus dem Bereich der Demenzerkrankungen wissen wir in der Nordwestschweiz beispielsweise, dass es für sie deutlich weniger Beratungsangebote gibt als für Schweizerinnen und Schweizer.

MIX: *Hausärztinnen und Hausärzte spielen auch bei der Begleitung von Menschen in der letzten Lebensphase eine wichtige Rolle. Was raten Sie Ihren Kolleginnen und Kollegen diesbezüglich?*

KB: Hier müssen wir nochmals auf die Wertesysteme und die Wahrheit am Krankenbett zurückkommen. In unserem Alltag werden Patientenverfügungen und Vorsorgeaufträge immer wichtiger. Es ist normal, auch sehr einschneidende Entscheidungen im Voraus zu fällen. Das ist bei sehr vielen Menschen nicht etabliert. Wo ein Therapieversuch, etwa bei

Chemotherapien, für uns bei schlechtem Verlauf eine ernsthafte Option ist, ist für andere Bevölkerungsgruppen schon der Gedanke daran absurd. Hier muss man sehr sorgfältig vorgehen.

«Viele Migrantinnen und Migranten wollen in ihrer alten Heimat sterben und dort beerdigt werden. Das muss man rechtzeitig planen.»

MIX: *Welche Rollen spielen dabei Religiosität oder Rituale?*

KB: Wenn es um das Lebensende geht, eine grosse. Viele Migrantinnen und Migranten wollen in ihrer alten Heimat sterben und dort beerdigt werden. Das muss man rechtzeitig planen. Nur schon, weil eine Überführung nach dem Tod sehr teuer werden kann. Eventuell macht, solange man noch Reisen kann, eine letzte Behandlung in der Heimat Sinn. Aber auch im Schweizer Pflegekontext sollte man rechtzeitig über Rituale sprechen. Wer darf die verstorbene Muslima waschen und kleiden, wann muss der Imam kommen, was gibt es für Geschlechterunterschiede? Es ist zum Beispiel undenkbar, dass eine verstorbene weibliche Muslima von einem christlichen männlichen Pflegefachmann gewaschen wird. Diese Sensibilisierung geschieht heute meist sehr gut.

MIX: *Sie sind jetzt selbst im offiziellen Pensionsalter. Welche Beziehung haben Sie zum Älterwerden?*

KB: Ich bin privilegiert mit einem tollen Leben und nach wie vor erfüllenden Aufgaben. Aber auch ich muss mir langsam Gedanken machen, wie es weitergehen könnte. Ich engagiere mich unter anderem im Stiftungsrat eines Altersheims, bei dem eine grosse Sanierung ansteht. Ich kann mir mein künftiges Nest also quasi selber einrichten (lacht).

«Ist das Leben vielleicht doch ewig?» *Sie kamen vor Jahrzehnten in die Schweiz, sind auch im Pensionsalter voller Tatendrang und leben doch ganz unterschiedlich.*

TEXTE: PHILIPP GRÜNENFELDER
FOTOS: DONATA ETTLIN



Arulanantham Jaccimuthu (68), Chur und Sri Lanka
Ein Garten als Lebenselixier

Verschiedenste Interessen zeichneten meinen beruflichen Weg in der Schweiz aus. Ich liebe die Abwechslung. Anfang der 1980er Jahre kam ich mit einem Elektroingenieur-Studium an der Open University Colombo in Sri Lanka hierher und schloss an der HTL noch in Maschinenbau ab. Später machte ich als selbständiger Unternehmer mit einem Reisebüro auch eine grosse Leidenschaft zum Beruf: das Entdecken neuer Länder und Kulturen. Ich freue mich, wenn die Reiserestriktionen wegen Corona wegfallen und ich wieder in die Welt hinaus kann – Zeit genug habe ich ja. Genauso wichtig ist mir und meiner Frau die Familie. Unsere vier Töchter und Söhne haben alle studiert und Leben mit ihren Kindern in Zürich. Ich bin sehr stolz auf sie. Zum Glück haben wir ein genug grosses Haus, damit regelmässig alle hier zusammenkommen können. Dazu gehört gutes Essen. Egal ob Schweizerische, Tamilische oder Thai-Küche, Hauptsache mit Gemüse, Kräutern und Früchten aus dem eigenen Garten, alles Bio!



Marijan Marijanović (64), Chur und Kroatien
Ein Leben mit Büchern

Keine Sekunde dachte ich an das Älterwerden, als ich 1985 mit einem Abschluss in Philosophie und Weltliteratur von Sarajevo nach Graubünden kam. Dafür waren ich und meine Freundin bzw. heutige Ehefrau uns schnell einig, dass wir länger hierbleiben wollten. Mit den Jugoslawienkriegen und der Familiengründung wurde dieser Entscheidung noch klarer. Beide arbeiteten wir schliesslich als Lehrpersonen. Sie in Englisch, ich in Religion, Geschichte und Ethik. Allein anhand der Entwicklung dieser Fächer habe ich mitbekommen, wie sehr sich die Welt fortwährend verändert. Ganz aufhören mag ich erst in einem Jahr. Jetzt bin ich noch für die Qualitätssicherung des Religionsunterrichts zuständig und leite die Mediathek der Katholischen Landeskirche Graubünden. Ich bin bestens vernetzt und engagiere mich seit jeher gerne in unterschiedlichsten Projekten. Etwa als Stiftungsrat der Stadtbibliothek – Bücher sind mein Leben! All diese Erfahrungen möchte ich noch lange einbringen, Menschen vernetzen und Neues ermöglichen können. Und irgendwann bleibt dann noch eine philosophische Frage: Ist Schluss, wenn ich sterbe oder ist das Leben vielleicht doch ewig? ●



Marcelina Manalo-Ermert (75), Zürich und Philippinen
Ein Schwung für Frauenrechte

Bevor ich 1974 mit meinem ersten Ehemann nach Zürich zog, arbeitete ich in Ghana als Bauingenieurin. Die rückständigen Frauenrollen hier waren für mich ein Schock. 1985 begegnete ich der Solidaritätsgruppe Schweiz Philippinen und setzte mich fortan für philippinische Migrantinnen in der Schweiz und Europa ein. Auch begann ich mich in der hiesigen Frauenbewegung zu engagieren. Nach der Scheidung von meinem Schweizer Ehemann konnte ich wieder im angestammten Beruf arbeiten. Allerdings studierte ich nach sechs Jahren noch Soziale Arbeit und war bis zur Pensionierung in autonomen Frauenhäusern tätig. 2008 starb leider mein zweiter Ehemann und ich zog auf die Philippinen. Drei Monate verbrachte ich jeweils in Zürich. Mit der Geburt meines Enkels 2013 kehrte ich das Verhältnis um: Seither lebe ich 9 Monate im Jahr hier und verbringe viel Zeit mit der Familie. Auch setze ich mich weiterhin für Frauen- und Migrationsfragen ein. Ich ermutige alle, insbesondere Migrantinnen, sich weiterzubilden und ihren gleichgestellten Platz in der Gesellschaft einzunehmen. ●